

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 187.

Elbing, den 13. August.

1891.

Des Bruders Fluch.

Roman von H. von Ziegler.

8)

Nachdruck verboten.

Fräulein von Warrens Eltern lebten im selben Hause wie die Gräfin, daher war der Verkehr der beiden Mädchen ein ziemlich lebhafter, zumal sie in allen Ansichten übereinstimmten. Auch jetzt schritten sie plaudernd hinauf nach Sophiens Wohnung, für das morgende Hochzeitsfest noch allerlei besprechend.

„Wie schade, Clemence, daß Dein Schwager nicht kommt,“ bemerkte Sophie beiläufig, „er wäre dann sicherlich mein Brautführer geworden und ich hätte ihn sehr gerne kennen gelernt.“

„Ja,“ meinte die Angeredete, deren Wangen blässer geworden waren, „wahrscheinlich kommt er zu Weihnachten nach Scherfau, ehe er seine große australische Reise wieder antritt.“

„Sieht er Deinem Bräutigam ähnlich? Wie heißt er?“

„Zwei Fragen auf einmal, Sophie,“ die junge Dame lächelte schwach, „ich will die letzte zuerst beantworten, er heißt Hasso und — sieht ganz anders aus als Alexander.“

„Ah, da sind wir nun, Lisette, rufen Sie Mama und kommen Sie mit den Karten.“

Bald saßen die drei Damen zusammen und scherzten heiter, während die Junfer mischte und die bunten Blätter in eigenthümlicher Folge auf dem Tische ausbreitete; Sophie ließ sich zuerst die Zukunft prophezeien, jenen häufigen Wechsel von Brief und freudiger Neugier einer schwarzen Dame und dem Herzknig.

Man war nach und nach fast ausgelassen lustig geworden und Frau von Warren rief neckend: „Nun kommen Sie an die Reihe, liebstes Bräutchen, aber Sie dürfen sich nicht weigern und müssen alles über sich ergehen lassen.“

„Gut, ich bleibe völlig stumm, auch wenn mir sämmtliche Damen und Sieben in den Weg treten!“

Die Jungfer mischte von neuem die Karten und legte sie auf, doch dann schüttelte sie unruhig den Kopf und schob alles nochmals zusammen, um es ein zweites Mal zu versuchen, umsonst, die bunten Blätter gruppirteten sich genau so wie vorher.

„Ich weiß nicht — gnädige Komteß“, stammelte Lisette erschrocken, „es stehen hier in den Karten wunderliche Dinge, die doch wohl — nicht so eintreffen werden, als sie drohen und — ich möchte —“

Sie stockte, doch Clemence lachte nur munter, ebenso Sophie, und auch die Dame des Hauses rief unbefangen: „Zimmer reden Sie, Lisette; wir wollen die genaue Wahrheit hören.“

Das Mädchen blickte nochmals fast erschrocken zu ihren Zuhörerinnen auf und begann dann zögernd die Erklärung der Karten; es war viel Leid, viele Thränen und Verzweiflung darin geschrieben, ein dichter Trauerschleier sank auf die kaum verwelkte Myrthenkrone und zuletzt — hastig warf die Jungfer die unheilbrohenden Karten zusammen und murmelte verlegen, daß sie nichts mehr wisse.

Clemence war sehr bleich geworden; trotzdem sie sich einzureden versuchte, daß sie an das Kartenschlagen nicht glaube, stockte doch ihr Herzschlag und eine dumpfe Vorahnung klangen Unheils besichtig ihre Seele.

Frau von Warren, ebenfalls peinlich berührt durch den Austritt, versuchte scherzend jene düsteren Prophezeihungen zu entkräften, indem sie von allerlei Erlebnissen ihres eigenen Lebens erzählte, die schließlich zu vollem Glücke ausge schlagen seten.

„Je nun,“ meinte die schöne Komteß endlich, sich von ihrem Sessel erhebend, „es wird kommen, wie alles bestimmt ist, ich bin eine halbe Fatalistin, und Niemand kann an seinem Schicksal rütteln. Willst Du noch ein Stündchen zu mir herunterkommen, Sophie? Ich könnte Dir meine Blumen übergeben, welche Du mir zu pflegen verprachst.“

Sie versuchte mit größter Willenskraft den fatalen Vorfall zu vergessen, doch es wollte nicht gänzlich gelingen, und selbst als am Abend der Wagen des Barons vor der Thüre hielt, da kam abermals jene Besonnenheit über das junge Mädchen; sie preßte beide Hände auf das klopfende Herz und murmelte angstvoll: „Der Trauerschleier sinkt über die Myrthenkrone! Allmächtiger Himmel, soll ich denn wirklich so elend werden?!“

* * *

Der Hochzeitsstag war strahlend angebrochen. Ein wolkenloser, sonniger Herbsttag lag über der Erde, der reine blaue Himmel schien wie zum Abschiede sich in sommerliche Pracht über

Berg und Thal zu spannen und silberne Fäden zitterten durch die klare Luft.

Gedankenvoll stand Gräfin Clemence am Fenster ihres Schlafzimmers, zum letzten mal hinablickend nach dem schattigen Park; wie oft war sie fröhlich über die kieselbesetzten Wege geeilt, wie oft hatte sie auf den bequemen, eleganten Bänken gerastet, mit Buch oder Arbeit in der Hand! Und nun mußte sie Abschied nehmen!

Sonderbar! Sie ging einer von allen Menschen beneideten Zukunft entgegen, sie wußte, daß sie an Alexanders Seite sehr ruhig und heiter werde leben können, und dennoch regte sich ein leises Weh in ihrem Innern. Sie hatte niemals gern Abschied genommen, und heute mußte sie es für immer thun von ihrem ganzen Mädchenleben.

„Lebt wohl,“ sagte sie leise vor sich hin, als sie wie allmorgendlich den herbeiflatternden Tauben Futter streute, „wer wird Euch künftig füttern? Werdet Ihr manchmal im Vorbeifliegen einen Blick hier auf mein Fenster werfen und meiner gedenken? Wohl kaum! Vergessen ist das Loos der Menschen und auch ich werde keine Ausnahme davon machen.“

Ueber den Bäumen des Parkes erglänzte ein Kirchthurm im sonnigsten Morgengold, Clemence breitete die Arme aus und rief fast Sehnsuchtsvoll: „Lebewohl, Du liebe, freundliche Kirche, noch einmal betrete ich Dich heute, um am Altare Treue zu schwören — Lebewohl!“

Im Hause begann sich eine immer mehr zunehmende Thätigkeit zu regen, das Hochzeitsdiner wollte Gräfin Elm in einem der ersten Hotels ausrichten, doch sollte sich die Gesellschaft vor der Kirchfahrt bei ihr versammeln. Zudem war vorher noch die gesetzliche Trauung auf dem Standesamte, bei der zwei ältere männliche Verwandten Zeugen sein würden. Die Dame des Hauses war vollständig in Anspruch genommen von all den Geschäften, so daß sie weder Wort noch Blick für ihre Tochter hatte. Ach und wie sehnte sich diese nach einer einzigen Liebesäußerung!

Wenn das Verhältniß zur Mutter auch niemals ein sehr inniges gewesen, so empfand Clemence dennoch auch dieser gegenüber das Weh des Scheidens; sie machte sich Vorwürfe, nicht liebevoll genug gewesen zu sein und hätte am liebsten noch heute alles nachgeholt, um die Mutter zu befriedigen.

Aber sie war zu schwüchern, um aus eigenem Antriebe zu der Gräfin hinzuweisen und um den mütterlichen Ruch zu bitten; auch fürchtete sie jene so oft gehörten spottenden Worte: „Aber, Clemence, welche Sentimentalitäten!“ So hielt sie sich denn schon zurück und begab sich, sobald es ging, wieder in ihr Zimmer, um Toilette zu machen.

Dort auf dem kleinen Kleeblattfisch lag der Brautkranz, und mit leisem Schauern trat sie zu demselben hin: künstliche, feine Blüten waren hier und da zwischen die grünen Blätter

eingeflochten, damit nicht etwa eine ausfallende Dolde den finsternen Aberglauben wecken möge.

„Ein Trauerjchleier!“ murmelte die junge Braut nachdenklich. „Sollte es denn wahr sein, daß mir derselbe so bald nach diesem Kranz aufs Haupt sinken wird?“

Leise berührten ihre schlanken Finger den bräunlichen Schmuck, dann rann eine Thräne über die rosige Wange und sie seufzte schwer.

„Es muß sein,“ fuhr sie darauf fort und ihre Stimme klang fester, „ich will das einzige Andenken an jene gefährliche Stunde vernichten, ehe ich den ernststen Schwur am Altare ablege!“

Zitternd löste sie das Medaillon vom Halse, in welchem die blaue Glockenblume lag; sie hatte letztere ja zur selben Stunde gepflückt, da sie dem Unbekannten eine gleiche gegeben! Aber heute, wo sie dem Verlobten Treue für Leben und Sterben schwören sollte, durfte dies Zeichen einer Mädchenschwärmerei nicht länger an ihrem Herzen ruhen; langsam, fast zögernd öffnete sie das Fenster und ließ das kleine, verwelkte Blümchen hinausflattern in die kühle Oktoberluft. Vorbei! Vorbei! Von nun an sollte Hassos Andenken nicht länger verknüpft sein mit Waldesduft und Vogelzwitschern, sollte keine Brücke auch in der Erinnerung sich mehr zwischen ihr und ihm schlagen.

Feierlich drang das Läuten der Kirchenglocken an ihr Ohr; es mochte einem frühen Begräbniß gelten, denn die Töne klangen ernst und dumpf und Clemence barg schauernd das Antlitz in den Händen. Sollte auch das eine trübe Vorbedeutung sein?

„Nein, nein“, flüsterte sie dann, sich emporrichtend, „ich will nicht abergläubisch sein, fort mit all den thörichten Gedanken! Es ist ja undankbar gegen den guten Alexander, so zu grübeln. Ich will Toilette machen, um rechtzeitig fertig zu sein!“

Sie schellte in nervöser Hast der Jungfer und als man nach einer halben Stunde Baron Scherfau meldete, war die junge Braut vollständig fertig. Prüfend trat sie vor den Toilettenspiegel, um ihr Aussehen zu betrachten. Louise schlug bewundernd die Hände zusammen über die in der That liebliche Erscheinung Clemences. Das kleine blau-seidene Hütchen stand ihr vorzüglich und die elegante schwarze Seidenrobe ließ sie größer, vornehmer denn je aussehen. —

Baron Scherfau stand schon ungeduldig wartend an einem der Salonestertische und ging beim Eintritt seiner Brant ihr rasch entgegen; ohne auf die Gräfin und die beiden anderen Herren zu achten, nahm er die schlanken Finger des jungen Mädchens zärtlich in seine Rechte und sagte leise, nur ihr verständlich: „Gott segne Dich, meine geliebte Clemence! Möchte es mir gelingen, Dich so glücklich zu machen, als ich wünsche.“

„Habe Geduld mit mir, Alexander,“ antwortete sie ebenso leise mit einem lieblich de-

müthigen Blicke, „ich werde alles thun, um Dir zu gefallen und dankbar zu sein.“

Mit theatralischer Wärme eilte nun auch Gräfin Elm zu ihrer Tochter, umarmte sie und erklärte weinend, wie schwer es ihr werde, die kaum erwachsene Tochter wieder von sich lassen zu müssen und welch ein großes Opfer sie dem „theuren“ Alexander bringe, indem sie ihm ihren Liebling übergebe.

Der ernste Freiherr liebte derlei Scenen durchaus nicht, er verbeugte sich kurz und steif, äußerte dann, daß es wohl Zeit zum Fortfahren sei und bot Clemence den Arm.

Als die Gräfin allein zurückgeblieben war, faltete sie unmutig die Stirn.

„Ein fataler Charakter, dieser Scherfau! So ideal veranlagt wie sein Vater scheint er nicht, doch für aber um so klüger, denn wenn er mich so ernst und ruhig mit seinen dunklen Augen fixirt, ist mir immer, als müßte er meine geheimsten Gedanken errathen. Nun, wie immer die Ehe ausfällt, kann mir gleich sein; ich habe an Clemence meine Pflicht erfüllt.“

Die Kirchenglocken läuteten ernst und feierlich, die Menge der Neugierigen strömte zum Gotteshaufe, um die vornehme Trauung zu sehen und Wagen auf Wagen rollte herbei, die Gäste zu holen.

In ihrem Mädchenstübchen stand Clemence schon völlig in Toilette und vor ihr Sophie von Warren, die es sich nicht nehmen lassen wollte, der Freundin den Brautkranz aufzusetzen; sie waren beide sehr bleich, sehr erregt, und fühlten so recht aus Herzensgrunde, wie lieb sie sich hatten.

Knisternd umwogte der schneeige Atlas Clemence's schlanke Gestalt, kein einziges Schmuckstück unterbrach die einfache Pracht der kostbaren Brauttoilette; von den blonden, schimmernden Flechten floß der duftige Schleier herab, die liebliche Erscheinung fast ganz verhüllend, nur die Myrthe fehlte noch, der Hauptschmuck dieses festlichen Tages.

Bangsam ergriff Sophie den zierlichen Kranz, ihre Finger bebten gleichfalls vor Erregung und sie sprach feierlich: „Ein einziges Mal dürfen wir Frauen uns mit diesem Symbol jungfräulicher Würde schmücken! Welche tugend Segenswünsche, mein geliebtes Herz, möchte ich Dir mit demselben auf den neuen Lebensweg geben! Du weißt, daß es nicht leere Worte sind, Clemence!“

Ernst, beinahe schwermüthig blickte diese zur Freundin empor, eine Thräne glänzte in ihrem Auge und sie murmelte: „Ein Trauerschleier! Wie bald soll ich ihn tragen, wenn kaum die Myrthe verwelkt sein wird!“

„Aber, mein Herz,“ bat Sophie erschrocken, „wie kannst Du nur diese unglückliche Prophezelung so tragisch nehmen. Wir werden ja niemals unsere Zukunft erfahren können, das hat der allgütige Gott ja so eingerichtet zu unserem Heil und Segen. Beruhige Dich, denke

an freundlichere Sachen und sei dankbar für Dein Glück!“

„Dankbar,“ wiederholte Clemence und ihr Auge hellte sich etwas auf; „ja, Du hast recht, Sophie, ich muß Alexander dankbar sein, denn er liebt mich unendlich, mehr als Mama und alle Menschen! der gute Alexander!“

Schwelgend besichtigte Sophie die Myrthenkrone auf dem blonden Haupt der Freundin, sie hätte so gerne ein wärmeres Gefühl in deren Herzen erwachen gesehen, nicht nur die kühle Dankbarkeit, und ein heißes Flehen zu Gott erfüllte ihr Inneres: „Mache Clemence glücklich, Du treuer Vater droben!“

„Sie kommen,“ ging's flüsternd durch die Reihen der Menschen, als nun Wagen auf Wagen heranrollte und seine Insassen absetzte. Welch ein Reichthum eleganter Toiletten, welches Blitzen und Leuchten von Juwelen, welche mannigfaltige Uniformen sah man da!

Die Gesellschaft war endlich vollzählig versammelt, die Orgel präluirte leise und von draußen her vernahm man das Heranrollen des Wagens mit dem Brautpaar.

Und nun öffneten sich die Kirchenthüren weit, volle Akkorde durchrauschten den hohen, reichgeschmückten Raum und ernst, tiefbewegt schritten die Verlobten den Gang entlang bis zum Altare.

Baron Scherfau sowohl als Clemence blickten weder rechts noch links, er preßte liebevoll ihren Arm an sich, welcher leise bebte. Und die schöne Braut in dem langschleppenden Atlasgewande erschien heute noch lieblicher und zarter denn sonst, kein Mensch im weiten Gotteshaus blieb ungerührt bei ihrem Anblick; ach, ihr war so ernst zu Muthe, sie dachte immer daran, daß sie ihn niemals so lieben könne, wie er sie!

„Welch ein schönes Paar,“ murmelten Stimmen von allen Seiten, „wie süß sie aussieht und wie vornehm und ernst er! Sie werden sicherlich glücklich werden, denn sie sollen sich nur aus Liebe gewählt haben.“

Vor dem Altare standen zwei bekränzte Stühle und Clemence sank völlig erschöpft in den einen; noch war der Gestliche nicht erschienen, die Hochzeitsgesellschaft sang und sie konnten sich eintige Augenblicke erholen.

Endlich trat der Seelsorger heran, die Verlobten erhoben sich und die Zeremonie nahm ihren Anfang.

Es waren kurze, schöne Worte, die der würdige Mann dem neubermählten Paare mit auf den Weg gab, aber sie drangen tief in deren Herzen ein; Clemence fühlte, wie Thränen über ihre Wangen rannen und auch Baron Alexander blickte ergötzen vor sich hin.

Und dann kam der erste Treueschwur. Das klare, freudige „Ja“ des Bräutigams klang wie ein ernster Eid; er würde halten, was er gelobt, das empfand ein Jeder, auch wenn dunkle Stürme über ihn hereinbrächen. Clemence's Bejahung klang leiser, zaghafter; ihr wars, kaum, daß sie das inhaltschwere

Wort gesprochen, als habe sie ein Verbrechen begangen und ihre Kniee begonnen zu zittern.

Sie knieten nieder, der Segen ward gesprochen, wieder brausten Orgelklänge um sie her und sie erhoben sich als Mann und Weib, die nur der Tod scheiden kann.

Clemence schauderte zurück, sie sah im Geiste den Trauerschleier, wie er immer näher und näher zu ihr hinschwebte — sie sah ein anderes Antlitz dicht an dem ihrigen —

„Komm, mein Liebling, wir müssen gehen,“ flüsterte ihr nunmehriger Gatte sanft, und thränenfeuchten Blickes schaute sie zu ihm auf; wie liebevoll ruhte sein Auge auf ihr, wie treu und fest war der Druck seiner Hand, und nach und nach kehrte von Neuem Zuversicht in ihr Inneres.

Als sie im Wagen saßen und der Schlag zufiel, sagte Scherfau voll innigster Liebe und bog sich zu ihr hin: „Mein geliebtes Weib! Nun bist Du mein! Nun will ich Dich hüten und schützen mit aller Liebe und Kraft dieses starken Herzens.“

Kindlich treuherzig blickte sie auf zu dem ernstern Manne und bat, die Hände leicht ineinander geschlungen: „Laß mich nicht allein, Alexander, leite mich und sei nachsichtig, denn ich bin ein Kind noch!“

In dem glänzenden ausgestatteten Saale empfing Gräfin Elm die Gesellschaft und nahm huldvoll, wie eine Fürstin, deren Glückwünsche entgegen; sie sah in der blauen Brokatrobe schön und strahlend aus und Niemand hätte sie für die Mutter der lieblichen jungen Frau gehalten, die sich ziemlich schüchtern bei all den Gratulationsanreden verhielt. Erfreut kam jetzt Baron Alexander auf sie zu, mehrere Telegramme in Händen.

(Fortsetzung folgt.)

Gewerbliches.

Tiefsee-Forschungen im Mittelländischen Meer.

Zur Erforschung der Tiefen und der Beschaffenheit des Meeres und des Meeresgrundes und zur Erhebung, ob und welches organische Leben in den tiefen Schluchten des Mittelländischen Meeresgrundes existirt, wurde von dem k. k. geographischen Institut in Wien eine Expedition ausgesandt, welche werthvolle Resultate sammelte. — Im Ganzen wurden an 72 Punkten Untersuchungen über Tiefe und Beschaffenheit des Meeres und das organische Leben in demselben angestellt. Die größte Tiefe, 3700 Meter, ergab sich nahe der großen Senke an der Südküste von Morea. Untersuchungen über das Eindringen des Lichtes in die Meeresstiefen ergaben, daß an der afrikanischen Küste das Wasser am Durchsichtigsten ist. Dort konnte zur Mittagzeit eine weiße Metallscheibe noch in einer Tiefe von 43 Meter unter dem Meeresspiegel erkannt werden. Lichtempfindliche Platten

wurden an verschiedenen Punkten versenkt und es fand sich, daß nördlich von Ven Ghouzi noch in 500 Mtr. Tiefe Spuren von Helligkeit vorhanden sind, genügend, diese Platten zu schwärzen. Der Sauerstoffgehalt des Wassers stellte sich in allen Tiefen als der gleiche heraus, während der Ammoniakgehalt unmittelbar am Meereshoden ein größerer ist, als in den oberen Schichten. Die Tiefsee = Region des östlichen Mittelmeeres ist arm an Bewesen. Ein Zug aus 3000 Mtr. Tiefe lieferte gar keine Thiere, dagegen fanden sich in 2000 Mtr. Tiefe kleine blätterartige Algen, die identisch sind mit den in der nämlichen Tiefe im Atlantischen Ocean von der Plankton-Expedition aufgefundenen.

Radir Stahl.

Eine brauchbare kleine Erfindung ist der Radirschaber des Technikers G. Dennerlöhr in Mindelheim. Derselbe ist aus bestem Gußstahl gefertigt, und hat eine prismatische Form, d. h. drei Schneiden statt einer, deren Keilform der Arbeit des Radirens weit günstiger ist als die flache Messer Klinge. Ueber die zu radirende Stelle geführt, arbeiten die Schnittflächen glatt und zart, wie ein Hobel und rauhen das Papier fast gar nicht auf.

Elektrische „Licht-Fischerei“.

In der Bai von San Diego in Californien wurden kürzlich Versuche in größerem Maßstabe gemacht über den Betrieb der Fischerei mittels elektrischen Lichtes, und war das dabei erzielte Resultat ein außerordentlich befriedigendes.

Ein mit einer Dynamomaschine ausgestattetes Boot wurde so eingerichtet, daß eine Anzahl Glühlampen an einem beweglichen Arme befestigt wurden, die auf der Bootsette, an der das Netz gelegt war, in einer Tiefe von 3 bis 4 Meter in das Wasser gelassen wurde. In kurzer Zeit waren tausende von Fischen und anderen Meerbewohnern von den Lichtstrahlen angezogen, schwammen um die mit Drahtgittern umgebenen Glühlampen und konnten mit Leichtigkeit, nach Hebung der Lampen, im Netze gefangen werden.

Es sind nunmehr 4 derartig ausgerüstete Boote für Hochsee-Fischerei nach den San Clement-Inseln in See gegangen und wenn der Erfolg der gleiche ist, wie der in der Bai von San Diego, so dürfte dies auf den Fischerei-Betrieb bezw. den Preis der Fische nicht bloß in Californien, sondern aller Orten einen entschiedenen Einfluß haben

G. Brandt*), Berlin, Kochstraße 4.

*) Dieses Bureau ertheilt unseren geehrten Abonnenten in Patent-Angelegenheiten ohne Rechercheu gratis Auskunft.